



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Marlies Ferber

GRÜN
IST DIE
LIEBE

Roman

dtv

Von Marlies Ferber ist bei dtv außerdem die
Null-Null-Siebzig-Reihe erschienen:
Operation Eaglehurst (21345)
Agent an Bord (21418)
Mord in Hangzhou (21522)
Truthahn, Mord und Christmas Pudding (21607)

*Figuren und Geschehnisse dieses
Romans sind frei erfunden.
Dackelwallfahrten gibt es wirklich.*



Originalausgabe 2018
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Isabella Grill/dtv
unter Verwendung von Fotos von gettyimages
Gesetzt aus der Aldus 10,5/14'
Satz: Bernd Schumacher, Friedberg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26198-2

Für Julius und Stella

Love and marriage, love and marriage,
They go together like a horse and carriage.

Frank Sinatra, »Love and Marriage«

There is a crack in everything,
That's how the light gets in.

Leonard Cohen, »Anthem«

KAPITEL 1

Was können Sie tun?« Das war keine Frage, es war ein Vorwurf. Der alte Mann starrte sie an. Feindselig, dachte Elisabeth, während sie unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Er ist feindselig, dieser Blick, und voller Wut über meine Anmaßung, Hilfe anzubieten, hier, in dieser Situation, die so hoffnungslos ist.

»Was können Sie schon tun?«, wiederholte er, herausfordernd. Elisabeth wich seinem Blick aus, sah zu der Frau neben ihm, die klein und blass im Krankenbett lag. »Nichts«, sagte sie dann und hob die Schultern. »Ich kann nichts tun.« Etwas im Klang ihrer Stimme, oder vielleicht war es auch ihr hilfloser Gesichtsausdruck, besänftigte den alten Mann. »Sie bekommt nichts mehr mit«, sagte er. »Sie geht, und ich kann nichts dagegen tun. Wissen Sie, was für ein Gefühl das ist?«

»Sie sind bei ihr«, sagte Elisabeth zögernd. »Sie spürt, dass Sie da sind.«

Der alte Man trat näher ans Bett, vorsichtig rückte er die Nasensonde zurecht. »Sie erkennt mich nicht mehr«, sagte er in sachlichem Tonfall. »Ihr Verstand schwindet, von Tag zu Tag.« Er streichelte ihr über die Wange.

»Sie lächelt«, sagte Elisabeth.

»Ja, aber sie weiß nicht mehr, wer ich bin. Ich sehe es

in ihren Augen. Und ich kann nichts tun. Ich kann mich noch nicht einmal von ihr verabschieden. Ich kann sie berühren, aber sie ist nicht mehr zu Hause, verstehen Sie? Ich erreiche sie nicht mehr. Das ist ...« Er stockte, wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Das ist schlimmer, als wenn sie ganz gegangen wäre.«

»Sehen Sie nur, ihr Gesicht«, sagte Elisabeth und trat näher. »Wenn Sie sie berühren. Sie spürt Ihre Nähe. Alles andere kann verschwinden, aber das spürt sie noch, da bin ich sicher.«

Er blickte auf, starrte sie an, dann wandte er sich wieder seiner Frau zu, beobachtete ihr Gesicht, während er ihr noch einmal über die Wange streichelte. Elisabeth wurde es heiß. Sie hatte das nur gesagt, damit er sich besser fühlte. Es war eine Lüge aus Mitleid gewesen. Aber war eine Lüge aus Mitleid in dieser Situation nicht am schlimmsten? Und galt das Mitleid wirklich ihm, oder nicht vielmehr ihr selbst, um hier mit einem halbwegs guten Gefühl herauszukommen? Er würde es durchschauen und feststellen, dass seine Frau rein gar nichts mehr mitbekam, dass sie nur dahindämmerte und seine Gegenwart nicht im Geringsten irgendeine magische Qualität hatte, Zauberkraft, die den Schleier des nahenden Endes noch einmal beiseiteschieben konnte.

»Ja«, sagte der alte Mann jetzt. »Sie haben recht. Sehen Sie, ihr Gesicht.« Er streichelte seiner Frau weiter sanft über die Wange, und wie im Reflex bewegten sich ihre Mundwinkel.

»Ich lasse Sie jetzt allein«, sagte Elisabeth. Sie kam sich vor wie ein Scharlatan. Er hatte ja recht gehabt. Sie konnte nichts tun außer reden, und selbst das konnte sie

nicht gut, sondern nur billige Lügen erzählen. Die Ärzte diagnostizierten, operierten, erstellten die Behandlungspläne, die Pflegekräfte taten das Übrige, aber sie, als Grüne Dame, was war ihre Währung? Mitgefühl. Und das war billig, denn sie trug keine Verantwortung.

»Nein, bitte bleiben Sie noch.« Der alte Mann ging auf sie zu, er lächelte jetzt, und sein Gesicht erblühte in Falten, die zeigten, wie oft in seinem Leben er freundlich gelächelt hatte. »Ich meine«, setzte er schnell hinzu, »wenn es Ihre Zeit erlaubt.«

»Natürlich.« Elisabeth ließ sich widerstrebend am Tisch nieder. Der alte Mann ging noch einmal zu seiner Frau, vergewisserte sich, dass die Nasensonde nicht verrutscht war, und setzte sich dann zu Elisabeth. Er schob ihr eine Schachtel Pralinen zu. »Bitte«, drängte er. »Nehmen Sie.«

»Danke.« Elisabeth wählte die kleinste Praline und nahm sich vor, beim Frühstück mit ihren Kolleginnen die Butter wegzulassen. Der alte Mann sah ihr zu, während sie die Praline aß. »Meine Frau liebt Pralinen«, sagte er. »Ich habe ihr immer welche geschenkt. Zuerst, als wir noch sparen mussten, einmal im Monat. Später jeden Freitag. Und wissen Sie, was mich traurig macht? Ich weiß nicht mal mehr, wann sie zum letzten Mal eine gegessen hat. Ich überlege und überlege, aber ich weiß es nicht mehr.« Er erhob sich schwerfällig und ging zum Fenster. Elisabeth zögerte, dann stand sie auf, stellte sich neben ihn und sah ebenfalls hinaus in den trüben, nebligen Märzorgen.

»Ich habe diese Packung gestern gekauft, unten in der Cafeteria, weil ich zum letzten Mal ihr Gesicht sehen

wollte, wenn sie eine Praline genießt. Wissen Sie, sie kaut sie nicht, sondern lässt sie langsam im Mund zergehen, und ihr Gesicht bekommt diesen ganz bestimmten Ausdruck ... Es ist schwer zu beschreiben, man muss es selbst sehen. Ich nenne es ihr Pralinengesicht ...« Er griff nach einem Taschentuch, schnäuzte sich. »Zu spät, ich werde es nicht mehr sehen.«

»Wie lange sind Sie verheiratet?«, fragte Elisabeth nach einer Weile.

»Morgen sind es genau fünfzig Jahre.« Leise setzte er hinzu: »Wenn sie nicht vorher ...« Er verstummte, und Elisabeth stand neben ihm und wartete, bis er sich wieder gefangen hatte. »Jeden Abend, wenn ich nach Hause gehe«, fuhr er dann fort, während er weiterhin aus dem Fenster schaute, »jedes Mal beim Abschied schaue ich sie mir noch einmal genau an. Es soll nicht so sein wie mit den Pralinen. Ich will hinterher wissen, wann ich sie das letzte Mal angesehen habe. Es gibt schon so viele Abschiede, schon so viele letzte Male, die ich nicht mitbekommen habe. Wissen Sie, unsere Welt besteht fast nur noch aus letzten Malen, und man kommt durcheinander.« Er starrte konzentriert in den Nebel, knetete seine Hände. »So viele Kerzen, die unser Leben hell gemacht haben. Und sie alle verlöschen, nach und nach. Es kommt schleichend. Ein Hobby, das zu gefährlich wird, eine Grippe, die länger bleibt, ein Essen, das man nicht mehr verträgt, ein guter Freund, der stirbt. Irgendwann stellt man fest, dass es insgesamt dunkler geworden ist. Man geht auf den Friedhof und kennt so viele Namen.«

Elisabeth wurde schwindlig, sie musste sich setzen.

Der alte Mann sah sie besorgt an. »Sie sind ja ganz blass geworden, ist Ihnen nicht gut?«

»Es geht schon wieder«, versicherte Elisabeth schnell.
»Das kommt davon, wenn man ohne Frühstück aus dem Haus geht.«

»Nehmen Sie noch eine Praline!«

Elisabeth griff wieder zu. Sie würde später auch die zweite Brötchenhälfte weglassen. Er setzte sich ebenfalls wieder.

»Verzeihen Sie mir das Gejammer. Das ist sonst nicht meine Art. Lassen Sie uns über etwas Erfreulicheres sprechen, bis Sie wieder Farbe im Gesicht haben und ich Sie guten Gewissens gehen lassen kann.«

Elisabeth nahm die Pralinenpackung, die er auf den Tisch gestellt hatte, und hielt sie ihm hin. »Aber nur, wenn Sie auch eine nehmen, Herr ...« – »Grün«, ergänzte der alte Mann. »Grün wie Blau, sage ich immer, wenn die Leute nachfragen.« Er kniff die Augen zusammen, sah auf ihr Namensschild. »Frau ...«

»Müller«, sagte Elisabeth lächelnd. »Müller wie Meier, sage ich immer, wenn die Leute nachfragen.«

»Müller, das ist kurios. Wissen Sie, dass Sie tatsächlich der erste Mensch sind, den ich kennenlerne, der diesen Namen trägt?«

»Da wird es aber Zeit«, lächelte Elisabeth. Herr Grün lächelte ebenfalls, nahm eine Praline, deutete zum Fenster. »Das Wetter wäre ein Gesprächsthema, wenn es nicht so trist wäre, was?«

Elisabeth nahm noch eine Praline. »Wann haben Sie Ihrer Frau eigentlich zum ersten Mal Pralinen geschenkt? Wissen Sie noch, wann das war?«

Herr Grün sah sie überrascht an, dann nickte er. »Oh ja.« Er lehnte sich langsam zurück, wandte den Kopf zu seiner Frau, doch sein Blick richtete sich nach innen. »Es war 1962, im Sommer. Wir saßen uns zufällig gegenüber, im Zug nach Amsterdam.«

KAPITEL 2

Ich sah Lenya zuerst von hinten. Damit hat sie mich später aufgezogen, wenn ich sagte, es war Liebe auf den ersten Blick. Ja, in meinen Hintern hast du dich verliebt, meinte sie dann immer. Aber das stimmt nicht. Es war ihre ganze Haltung, die Art, wie sie am Fenster des Zugabteils stand und sich hinauslehnte, als ich in Düsseldorf zustieg. Damals gab es noch richtige Zugabteile, in denen man sich gegenüber sitzen konnte. Oder musste, je nachdem. Ihr Anblick, wie sie da am Fenster stand, war atemberaubend. Sie war groß, schlank, trug ein eng anliegendes, dunkelblaues Kleid mit weißen Tupfen. Sehr schick, viel zu schick eigentlich für ein Mädchen in ihrem Alter, das kaum zwanzig sein mochte. Anmutig lehnte sie sich aus dem Fenster, sehr selbstbewusst, sehr elegant. Ich trat ein, hievte meinen Koffer hoch, begrüßte die anderen Mitreisenden, eine junge Mutter mit einem kleinen Jungen und einen Mann, der am Fenster saß. Ich nahm einen der freien Plätze am Gang ein. Lenya bemerkte mich zuerst gar nicht. Sie unterhielt sich ausgelassen auf Niederländisch mit jemandem auf dem Bahnsteig. Ich hatte zwar im Selbststudium schon etwas Niederländisch gelernt, verstand aber kein Wort. Als der Zug anfuhr und sie sich weiter hinauslehnte, um

zu winken, tanzten ihre langen blonden Haare im Wind. Sie sah aus wie eines dieser Pariser Laufsteg-Models, nur viel ungezwungener. Sie trug keine Seidenstrümpfe, die nackten Füße steckten in weißen Sandalen. Es war ein heißer Augusttag, aber trotzdem. Eigentlich war es nicht schicklich für ein junges Mädchen damals, keine Strümpfe zu tragen. Ich machte mir gerade Gedanken darüber, ob das Strümpfetragen in Holland nicht üblich sei, da schickte sie sich an, das Fenster hochzuschieben, aber es klemmte. Schnell stand ich auf, um ihr zu helfen, doch der Mann am Fenster war schneller. Sie dankte ihm, er deutete eine galante Verbeugung an, sagte etwas auf Niederländisch zu ihr, eine humorvolle Bemerkung offenbar, denn sie lachte. Überraschenderweise war es ein tiefes, angenehmes Lachen, das eher zu einer italienischen Matrone als zu diesem graziilen, blonden Mädchen gepasst hätte. Nun sah ich auch ihr Gesicht, und es war bezaubernd. Ein Antlitz, so frisch und lecker wie Erdbeeren mit Sahne, der rote, volle Mund, Wangen, die noch diese kindliche Pausbäckigkeit besaßen, und dazu Augen, so tief und blau wie ein Bergsee. Mir war klar, dass sie neben dem Mann Platz nehmen würde. Doch während er seine teuer aussehende Aktentasche vom Nebensitz räumte, schaute sie mich an und deutete auf den Platz mir gegenüber. ›Ist da noch frei, Meneer?‹ Ich räusperte mich, brachte ein heiseres ›Ja‹ zustande, und sie schenkte mir ein Lächeln, das ein reizendes Grübchen auf der linken Wange zum Vorschein brachte, setzte sich zu mir und tat dann schon wieder etwas, das mich überraschte: Sie packte Strickzeug aus und fragte: ›Entschuldigen Sie, lesen Sie?‹ Ich schüttelte den Kopf. ›Das heißt‹, setzte ich

rasch hinzu, »normalerweise schon, ich kann lesen, wenn Sie das meinen, will heißen, ich bin kein Analphabet, ich lese sogar viel, es ist gewissermaßen meine Passion zu lesen, aber jetzt im Moment nicht, denn ich habe dummerweise all meine Bücher im Koffer verstaut, und ...«
Ach, ich weiß heute gar nicht mehr genau, was ich noch alles plapperte, aber irgendwann brach ich einfach ab, weil mir klar wurde, dass ich dabei war, mich wieder einmal lächerlich zu machen. Ausschweifend auf einfache Fragen zu antworten, damit hatte ich schon viele Mädchen abgeschreckt. Sobald ich nervös wurde, redete ich ohne Punkt und Komma.«

Elisabeth lächelte. »Aber dieses Mal hat es trotzdem geklappt.«

Herr Grün sah sie überrascht an, fast schien es, als hätte er ihre Anwesenheit vergessen. »Ja, Frau Müller, allerdings. Viel später, kurz vor unserer Hochzeit, habe ich sie gefragt, warum sie sich so spontan zu mir gesetzt hat und nicht zu dem Mann am Fenster, der so hilfsbereit und offensichtlich von ihr angetan war. Und, was glauben Sie wohl, was meine Lenya geantwortet hat?«

Elisabeth zuckte die Schultern.

»Du hast ausgesehen wie ein Schaf.« Das war ihre Antwort!«

Elisabeth sah unwillkürlich auf Herrn Grüns immer noch volles, lockiges Haar. Herr Grün bemerkte es. »Ja, ich weiß, und inzwischen sind sie nicht nur so lockig wie Schäfchenwolle, sondern auch noch so weiß. Aber damals, können Sie sich denken, wie mir als junger Mann zumute war? Man fühlt sich wie ihr Romeo, und was sieht sie in einem? Ein Schaf. Ich war sehr echauf-

fiert, bin noch am selben Tag zum Friseur gegangen. Zur Hochzeit am nächsten Tag bin ich mit streichholzkurzen Haaren erschienen.«

Elisabeth lachte. »Und? Wie hat sie reagiert?«

»Sie hat kein Wort darüber verloren, den ganzen Hochzeitstag über nicht. Aber nachts, in unserer ersten Nacht als Mann und Frau, hat sie mir ins Ohr geflüstert: ›Es sind doch nicht deine schönen Locken, es ist dein Blick, Jeroen – sie nannte mich von Anfang an Jeroen, nie Justus –, du schaust wie ein Schaf, Jeroen, und das liebe ich! Nur die guten Männer schauen wie Schafe, wenn sie verliebt sind. Der Mann am Fenster war kein Schaf. Aber du, das habe ich sofort an deinem Blick gesehen. Ein Schaf. Ein gaaaanz gutes sogar!‹ Sie betonte das ›ganz‹, denn was sie meinte, war ein ›sehr‹ gutes Schaf.« Herr Grün lächelte. »Sie konnte Deutsch, viel besser als ich je Niederländisch, aber dass das Wort ›ganz‹ in Zusammenhang mit ›gut‹ bei uns Abschwächung und nicht Steigerung bedeutet, das wollte ihr nicht in den Sinn.«

»Wie ging es damals bei der Fahrt nach Amsterdam weiter?«, fragte Elisabeth. »Sie haben über Bücher geredet?«

Herr Grün schüttelte den Kopf. »Oh nein, ich habe ihr beim Stricken geholfen. Das war der Grund für ihre Frage, ob ich lese. Sie wollte wissen, ob ich die Hände frei hätte. Sie ließ mich mit den Händen ein kleines Körbchen formen, und ich hielt das Knäuel, während sie strickte. Geredet haben wir nicht viel, und ich weiß auch nicht mehr, worüber. Ich konnte nicht gut denken, während wir durch das Garn verbunden waren. Sie schaute konzentriert auf ihre Strickarbeit, es war etwas mit einem

komplizierten Muster. Das Gute daran war, dass ich sie in aller Ruhe betrachten konnte. Einmal ging sie zur Toilette, es war kurz vor Utrecht, und ich nutzte die Zeit, um aus meiner Reisetasche die Schachtel mit Pralinen zu holen, die meine Großmutter mir mitgegeben hatte. Eigentlich waren sie für meine Patentante bestimmt, bei der ich die ersten Wochen wohnen sollte, bis das Zimmer im Studentenheim frei wurde. Als sie wiederkam, bot ich, um nicht zu aufdringlich zu wirken, zunächst den anderen Mitreisenden, dann auch ihr eine Praline an. Da sah ich es zum ersten Mal, ihr Pralinengesicht. Noch nie hatte ich einen Menschen gesehen, der etwas mit so viel unschuldiger Freude aß.«

Die Tür wurde aufgestoßen, ein geschäftiger Schwall weißer und blauer Kittel strömte ins Zimmer zur Visite. Elisabeth drückte Herrn Grün inmitten des Windzugs noch rasch zum Abschied die Hand.

KAPITEL 3

Elisabeth hatte ihren Gang über Station 13 fast beendet, als ihr Handy in der Kitteltasche vibrierte. Auf dem Display leuchtete ihr Robert entgegen. Sie hatte das Foto heimlich gemacht, als er das Waschbecken im Badezimmer reparierte. Er ließ sich nicht gern fotografieren, Frontalaufnahmen zeigten immer einen zitronigen Robert. Dieser Handy-Schnappschuss aber war eine Profilaufnahme. Robert hatte nicht bemerkt, dass er fotografiert wurde, er war ganz bei der Sache, hielt eine Zange in der Hand und versuchte eine Mutter zu lösen, die Zungenspitze zwischen die Lippen gepresst. Elisabeth mochte dieses Bild, weil es sie an den zehnjährigen Jungen von damals in der Grundschule erinnerte, als die Lehrerin jeweils Mädchen und Jungen nebeneinander setzte in der Hoffnung, dass weniger geschwätzt würde. So hatte plötzlich Robert neben ihr gesessen, und am ersten Tag ihrer Banknachbarschaft hatten ihr seine Fingernägel imponiert, so schwarz wie die Haare, und die Lässigkeit, mit der er sich meldete und etwas sagte, das die Lehrerin mit hochgezogenen Augenbrauen quittierte und die Mitschüler zum Lachen brachte. Ab dem zweiten Tag war sie fasziniert gewesen von der Zungenspitze zwischen seinen Lippen, wenn er mit dem Füller unge-